

Liese und ihr Böckchen

Über Trotz, Streit, Schuldgefühle, Frau- und Mädchensein

Koschka Linkerhand

Jeden Morgen dasselbe Theater! Die zweieinhalbjährige Liese will sich nach dem Frühstück partout nicht für die Kita fertigmachen und zeigt ihr »Böckchen«. Ihre Mutter Antonia versucht, sich nicht anmerken zu lassen, wie genervt sie ist. Halb acht kniet sie im Flur, Kinderschuhe und -jacke in den Händen, während Liese hin- und herflitzt und die interessantesten Entdeckungen macht. Der Versuch, Liese zu überreden, fruchtet nichts, gegen ihren Willen zu handeln führt zu Geschrei und Wuttränen. Nachmittags in der Kita wiederholt sich das Spiel. Liese windet sich, wenn Antonia ihr die Jacke anziehen will, rennt zurück zu den anderen Kindern oder versteckt sich unter der Treppe. Zwar steht Antonia regelmäßig Susanne zur Seite, Lieses Bezugserzieherin, und hilft ihr und Liese, sich vom Tag in der Kita zu verabschieden. Umso unangenehmer ist es Antonia, dass das »Böckchen« an den wenigen Tagen ausbleibt, an denen Jonas, ihr Partner und Lieses Vater, das Kind abholt. Doch sie ermahnt sich, geduldig zu bleiben. Liese hat das Recht auf ihren eigenen Willen, findet Antonia – und es stimmt ja, dass es keinen Spaß macht, sich jeden Tag derselben Routine zu unterwerfen.

Jeden Nachmittag dasselbe Theater! Susanne weiß, was die Stunde geschlagen hat, wenn Liese, eben noch ins Spiel vertieft, durch gellendes Geschrei auf sich aufmerksam macht. Ihre Mutter steht in der Tür, Liese ist freudig zu ihr gelaufen. Doch gleich darauf beginnt der tägliche Kampf zwischen Mutter und Tochter. Als erfahrene Erzieherin möchte Susanne Antonia unterstützen. Aber inmitten der anderen Kinder, die ihre Aufmerksamkeit beanspruchen, kann sie nur ein paar Minuten erübrigen, und wenn es schlecht läuft, steckt Liese dann noch unter der Treppe. Susanne ertappt sich dabei, dass sie erleichtert ist, wenn der Vater das Kind abholt. Jonas hat meist nicht viel Zeit, oft trägt er sein Saxofon auf dem Rücken. Er findet knappe Worte, gegen die Lieses »Böckchen« keine Chance hat. Manchmal findet Susanne, dass Jonas sich zu wenig auf Liese einlässt – aber sie, Susanne, kann sich schließlich nicht vierteilen!

Doppelte Ansprüche

Was haben Lieses Trotz, den ihre Eltern »Böckchen« nennen, und Antonias wie Susannes Geiztheit miteinander zu tun? Was passiert, wenn unter Frauen und Mädchen Aggressivität ins Spiel kommt?

Antonia wie Susanne sind Frauen, die mitten im Leben stehen. Sie tun ihr Bestes, um der gesellschaftlichen Vorstellung der allseitig kompetenten Frau zu entsprechen, die als Mutter, Partnerin, Arbeitnehmerin und Freundin gleichermaßen funktioniert. In allen Lebensbereichen stehen sie ihren Mann, beißen oft genug die Zähne zusammen und verlangen überdies von sich, gelassen und großzügig zu bleiben.

Die feministische Soziologin Regina Becker-Schmidt sprach bereits in den 1980ern von der »doppelten Vergesellschaftung der Frau«: Nicht zuletzt im Zuge der Zweiten Frauenbewegung hatten sich die (westdeutschen) Frauen immer weiter in den Arbeits- und Ausbildungsmarkt integriert. Diese Entwicklung führte aber keineswegs dazu, dass die Männer im selben

Maße ihre Verantwortung für Haushalt und Kindererziehung ausgedehnt hätten. Stattdessen kümmern sich Frauen fortan um beides und nahmen dabei permanente Erschöpfung und Überforderung in Kauf.

Hausarbeit – all das alltägliche Kochen- und Spülen-Müssen und Den-Kindern-Hinterherräumen – wird nach wie vor größtenteils von Frauen verrichtet. Die feministische Sozialforscherin Sarah Speck hat herausgestellt, dass diese Arbeitsteilung auch in Familien oder Wohngemeinschaften herrscht, die sich bewusst vorgenommen haben, die anfallenden Arbeiten rund um Kind und Haushalt fifty-fifty zu teilen. Specks Beschreibungen, wie Paare dennoch die Lasten zu Ungunsten der Frau verteilen, sind erstaunlich. So sollen »unterschiedliche Sauberkeitsstandards« erklären, dass die Partnerin und Mutter des gemeinsamen Kindes doch häufiger zum Staubsauger greift, oder dem männlichen Teil wird der kinderfreie Ausgleich am Schreibtisch oder im Hobbykeller viel bereitwilliger zugestanden. Dass Frauen in den eigenen vier Wänden seltener als Männer und Kinder ein Zimmer oder eine Ecke haben, die nur ihnen gehört, illustriert diese Forschungsergebnisse. Sie lassen an Virginia Woolfs Anmerkung denken, dass Frauen nicht nur ein eigenes Einkommen, sondern auch »ein Zimmer für sich allein« brauchen, um eigenen Interessen nachgehen zu können.

Die allzeit verfügbare Mutter

Auch die angestrebte finanzielle Unabhängigkeit der Frauen lässt bis heute oft zu wünschen übrig. Das am meisten verbreitete ökonomische Modell unter heterosexuellen Paaren mit Kindern ist das »Hauptnährer-Zuverdienerin-Modell«. Der Mann arbeitet in Vollzeit und hat entsprechend weniger Zeit für die Familie; die Frau arbeitet in Teilzeit und übernimmt den Löwenanteil der Sorgetätigkeiten. Dabei geraten Frauen schnell in die Rolle und auch den Selbstanspruch, flexibel und allzeit verfügbar zu sein.

Werfen wir einen Blick auf Antonia, Liese und Jonas: Der Alltag und die Bedürfnisbefriedigung in ihrer Familie sind nahezu komplett auf das Kind zugeschnitten. Die Lebensrealität der jungen Mutter hat sich dabei mehr als die von Jonas geändert. Jonas arbeitet zwar mehr als früher und kümmert sich abends und am Wochenende um sein Kind, findet aber auch noch Zeit für sein Hobby: Er ist Saxofonist in einer Jazzband. Antonia hingegen – so erscheint es ihren alten Freundinnen – ist fast vollständig im Familienalltag abgetaucht. Wenn sie mittags von ihrem Halbtagsjob nach Hause kommt, versucht sie, die nötigsten Dinge im Haushalt zu erledigen, bevor sie Liese abholt. Den Nachmittag bis zum Abendbrot widmet sie dem Kind; nur wenn es nicht anders geht, bittet sie Jonas, früher nach Hause zu kommen. Jonas ist also präsent, wenn Antonia krank ist oder einen sehr wichtigen Termin hat. Dann versucht er, Liese in seinen üblichen Tagesablauf einzutakten: An diesen besonderen Tagen darf sie ihm beim Füttern der Waschmaschine assistieren und beim Putzen seines Instruments zugucken. Liese lernt beizeiten, dass Papa wichtige und geheimnisvolle Dinge zu tun hat, die nicht von ihr abhängen. Auf der anderen Seite lernt sie, dass ihre Mutter grundsätzlich für sie zuständig ist und wenige andere Prioritäten hat als ihr Kind. Antonias Berufstätigkeit, die während Lieses Zeit in der Kita stattfindet, nimmt sie weniger wahr als Jonas' ganztägige Abwesenheit und seine Liebe zur Musik.

Die feministische Psychoanalytikerin Jessica Benjamin schreibt über die Schwierigkeit von Frauen, in der Mutter-Kind-Beziehung als eigenständige Person aufzutauchen. Weil Frauen und Mädchen von vornherein nahegelegt wird, ihre Bedürfnisse denen anderer Menschen unterzuordnen, erscheinen ihre Wünsche und Gelüste auch im Verhältnis zum eigenen Kind als

wenig wichtig. Benjamin beschreibt, wie sehr sich schon ganz kleine Kinder an ihren Eltern orientieren: Sie beobachten, wofür sie sich interessieren, was sie ablehnen, was sie gerne essen, welche Eigenschaften sie schätzen und welche nicht. Sie möchten von ihren Eltern anerkannt werden und sie ihrerseits als Gegenüber anerkennen.

Die gesellschaftlichen Vorstellungen von Mutterschaft fordern aber in erster Linie bedingungslose Fürsorge. Müttern wird ständige Verfügbarkeit und der weitgehende Verzicht auf eigene (körperliche, räumliche, zeitliche) Grenzen abverlangt. Aber erst Grenzziehungen machen einen anderen Menschen als eigenständiges Gegenüber erfahrbar. Während es für Jonas ganz normal ist, Liese beim Abholen zur Eile anzutreiben – schließlich hat er noch viel zu tun –, steht für Antonia die Zeit mit ihrer Tochter an erster Stelle. Seit sie Mutter ist, fragt sie sich viel seltener, worauf sie an einem sonnigen Nachmittag Lust hätte oder welches ihrer alten Hobbys sie vermisst. Weder sie noch Liese kommen auf die Idee, dass etwas anderes Antonia von der täglichen Routine abhalten könnte als dringende Termine, die scheinbar von außen eingefordert werden. Als Gestalterin ihres eigenen Lebens wird Antonia für ihre Tochter nur wenig sichtbar.

Aggressiv? Ich doch nicht!

Warum fällt es Antonia schwerer als Jonas, ihre Interessen und Rückzugsorte zu verteidigen, warum ist sie viel weniger abgegrenzt von ihrem Kind?

Zur Rolle der berufstätigen Mutter, die alles managt und unter Kontrolle hat, gehört ein guter Teil Aggressionsvermeidung. Die Frauenrolle hat sich gewandelt, doch unter der neuen Vielseitigkeit lebt ein altes Tabu fort: Frauen streiten sich nicht und sie sagen nicht Nein. Das Aggressionstabu wird nicht ausgesprochen und ist doch im Umgang unter Frauen und Mädchen äußerst wirkmächtig. Aggression wird als zerstörerisch erlebt. Dabei ist sie ein unvermeidliches Phänomen des Zusammenlebens, in dem immer auch Meinungsverschiedenheiten und Interessenkonflikte entstehen. Auch für die eigenen Bedürfnisse und Ideen einzustehen, erfordert Aggressivität im Sinn von Selbstbehauptung. Damit meine ich natürlich keine körperliche oder seelische Gewaltanwendung – sondern die Fähigkeit, mit dem Unmut anderer zurechtzukommen und es als Teil des Alltags zu betrachten, dass stets Kompromisse ausgehandelt werden müssen. Die weibliche Sozialisation sanktioniert aber genau dieses Verhalten und gebietet, Konflikten eher auszuweichen und sie zu verdrängen. Die Verdrängung von Ärger, Wut und Trotz ist so umfassend, dass einige Frauen von sich sagen: »Aggressiv? So kenne ich mich gar nicht.«

Auch Antonia empfindet keine bewusste Wut über Lieses »Böckchen«. In der eingangs geschilderten Stresssituation mutet sie Liese keine Ich-Aussagen wie diese zu: »Ich will jetzt nichts mehr über andere Dinge hören, wir gehen nach Hause« oder sogar »Das nervt mich!« In ihrer Absicht, Liese Raum für ihre Bedürfnisse zu geben, artikuliert Antonia keine eigenen Bedürfnisse. Ihr Zögern, Nachgeben und immer neues Nachfragen verhüllen, wie sehr der tägliche Kampf ums Losgehen sie belastet.

Auch Lieses eigener Wille wird dabei nur scheinbar respektiert. Im Grunde schiebt Antonia die Verantwortung für die Situation ihrer Tochter zu und transportiert unterschwellig Enttäuschung, dass Liese nicht ihren Erwartungen gemäß handelt. In dieser Verschiebung der eigenen, uneingestanden Aggression auf das Kleinkind liegt eine doppelbödig Botschaft: Liese soll aus eigener Lust und eigenem Willen den Abschied meistern – und dabei eigentlich Antonias Willen vollziehen. Damit wird Liese zum Aggressor, während Antonia ihr Selbstbild

der engelsgeduldigen Mutter aufrechterhält. Liese wird nicht als kindliches Gegenüber anerkannt, dem altersgerecht verdeutlicht werden könnte: »Ich möchte, dass du machst, was ich sage. Ich habe viel zu tun und überhaupt keine Lust, schon wieder eine halbe Stunde auf dem Flur zu knien und auf dich zu warten.«

Sei eigenwillig! Sei auf keinen Fall eigenwillig!

Schauen wir uns nun die andere Seite an, Lieses »Böckchen«. Es bleibt natürlich spekulativ, sich vorzustellen, was in der Zweieinhalbjährigen vorgeht. Die Psychoanalyse versucht, die Spuren solcher frühkindlichen Erfahrungen freizulegen und mit therapeutischer Hilfe neu zu bearbeiten. Die feministische Psychoanalyse untersucht dabei besonders die Auseinandersetzungen des kindlichen Individuums mit den Anforderungen der Geschlechterrolle. In unserem Beispiel kann die Frage lauten: Wie erlebt Liese das Frausein ihrer weiblichen Bezugspersonen, welche Eigenschaften und (Un-)Möglichkeiten kann sie damit verknüpfen?

Antonias doppelte Botschaft an Liese lässt sich mit der Psychoanalytikerin Gabriele Teckentrup wie folgt erklären: »Mütter von Mädchen haben es schwerer, die aggressiven Bestrebungen, den anderen Willen ihrer Töchter zu akzeptieren, weil Frauen für sich selbst wenig positive Bilder von Weiblichkeit, Aggressivität und Wirksamkeit in sich tragen und das Autonomiestreben der Tochter eigene Konflikte mit den unterdrückten Wünschen nach Autonomie wecken könnte.« Bei aller vordergründigen Achtung vor Lieses Mitbestimmungsrecht kann Antonia den eigenen Willen ihrer Tochter nur schwer aushalten; dieser Widerspruch hindert sie daran, klar erkennbar die Entscheidungsgewalt für die Situation zu übernehmen. Liese reagiert trotzig.

Teckentrup beschreibt Trotz als Reaktion auf ein Schuldgefühl, das dem Kind von außen vermittelt wird, sich aber auch schon als eigene Gewissensäußerung bemerkbar macht. Dabei »erleben Mädchen ihren Wunsch nach Trennung und Autonomie als besonders aggressiven Akt, weil er sich immer gegen die Mutter, die Frau und damit gegen sie selbst richtet.« Mit den feinen Antennen, die das Kleinkind längst für die Stimmungslage seiner Eltern ausgebildet hat, nimmt Liese Antonias unausgesprochene Unzufriedenheit wahr. Das »Böckchen« dient zur Abwehr der von der Mutter vermittelten Schuld, der übergroßen Verantwortung für deren Selbstbild und innere Zufriedenheit. Gleichzeitig weiß Liese, dass sie im Grunde keine andere Wahl hat, als nach Hause zu gehen, und dass sie ihre Mutter nicht ärgern soll. Das Schuldgefühl, das somit von außen wie von innen kommt, kollidiert mit dem Recht auf Mitbestimmung, das Antonia und auch Susanne dem Kind zugestehen. »Sei eigenwillig! Sei auf keinen Fall eigenwillig!«: Der Konflikt zwischen diesen gegensätzlichen Erwartungshaltungen kann von der Zweieinhalbjährigen nicht reguliert werden. Verkompliziert wird er dadurch, dass er nicht offen benannt wird. Mit ihrem »Böckchen« versucht Liese, sich der Verwirrung und besonders dem diffusen mütterlichen Schuldgefühl zu entziehen.

Konstruktivere Formen von Aggressivität – konsequentes Handeln, Abgegrenztheit und das Verfolgen eigener Interessen – bleiben an ihren Vater geknüpft, mit dem sich Liese aufgrund ihres Geschlechts nur bedingt identifizieren kann. Dabei darf nicht vergessen werden, dass Jonas' Autonomie auf Kosten von Antonia geht, die den größten Teil der familiären Sorgearbeit auf sich nimmt. Fürsorgebedürftig und autonom sein werden für Liese zu geschlechtlich codierten Bedürfnissen, die einander ausschließen. Während Frauen für die lästigen Alltagskämpfe zuständig sind, werden Abenteuer und leidenschaftliches Interesse bei Männern verortet. Daher liegt es nahe, dass Liese sie in ihrer weiteren Entwicklung aufs Neue bei Jungen

und Männern sucht – und ihre Mutter, andere Frauen und Mädchen sowie sich selbst als Mädchen abwertet. Jessica Benjamin betont, wie wichtig es für eine geschlechtergerechte Gesellschaft ist, dass Mädchen und auch Jungen ihre Mutter nicht nur als liebevoll zugewandten, sondern auch als aktiven und eigenständigen Menschen erfahren können. In unserem Beispiel könnte das funktionieren, indem Antonia von Jonas mehr regelmäßige Beteiligung an Hausarbeit und Kindererziehung einfordert – und ihre eigenen Interessen und Freundschaften, die ihr vor Lieses Geburt wichtig waren, wieder ernst nimmt. Das hätte eine größere Vorbildwirkung auf ihre Tochter als fünfzig fiktive Feuerwehrfrauen, Pippi Langstrumpfs und Prinzessin Meridas zusammen.

Bauarbeiterinnen und Feuerwehrfrauen in Büchern für Kita-Kinder sind ein wichtiger Schritt, um darüber ins Gespräch zu kommen, dass Mädchen dieselben Handlungsspielräume offen stehen sollten wie Jungen. Aber die ganz alltäglichen Handlungsweisen der eigenen Mutter und Erzieherin spielen meines Erachtens eine viel größere Rolle.

Vielleicht würde Jonas, der sich in seiner Vaterrolle sehr wohlfühlt, aus allen Wolken fallen und Antonia Kleinlichkeit und Engstirnigkeit vorwerfen, da er bereits sein Bestes gäbe. Den Anspruch des fifty-fifty ernst zu nehmen und dem Partner dabei Streit zuzumuten, ist eine nicht zu unterschätzende Herausforderung. Niemand möchte der Karikatur der ewig unzufriedenen und herumrörgelnden Hausfrau entsprechen. Sarah Speck beschreibt, dass auch Frauenzeitschriften ihren Leserinnen raten: »Mehr küssen – weniger meckern.« Doch das führt nur dazu, Sorgearbeit in den Bereich unsichtbarer und kräftezehrender Anforderungen zurückzudrängen, denen Frauen sich tagtäglich unterwerfen. Dem bleibt ein feministischer Klassiker entgegensetzen: »Wer sich nicht wehrt, kommt an den Herd!« Allemal ein guter Grund, sich trotzig zu verweigern.

Das Kind im Mittelpunkt?

Wie lassen sich diese Erkenntnisse auf den Erzieher*innenberuf übertragen? Lenken wir den Blick vom heimischen Herd in die Kita, wo Susanne 30 Stunden pro Woche im Krippenbereich arbeitet. Susanne lebt mit ihrer Partnerin zusammen und hat zwei Kinder im Teenageralter. Sowohl privat als auch im Beruf ist sie also überwiegend mit Sorgearbeit beschäftigt.

Erzieherin bzw. Erzieher ist nach wie vor ein weiblich konnotierter Beruf. Sein Tätigkeitsfeld umfasst Pflege, Versorgung und Betreuung – Arbeiten, die auch gesamtgesellschaftlich mehrheitlich von Frauen verrichtet werden. Obwohl es sich um einen anspruchsvollen Ausbildungsberuf handelt, werden pädagogische Fachkräfte vergleichsweise schlecht entlohnt. Daran zeigt sich: Obwohl wir alle als Einzelne und auch als Gesellschaft ohne Sorgearbeit nicht lebensfähig wären, wird sie tendenziell abgewertet.

Die dennoch bestehende Attraktivität des Erzieher*innenberufs für Frauen wird damit zusammenhängen, dass er gerade Fähigkeiten verlangt, die Frauen und Mädchen in besonderem Maße verinnerlicht haben: sich kümmern, empathisch und verständnisvoll sein, liebevolle Beziehungen aufbauen, vor allem zu Kleinen und Schwächeren, die Bedürfnisse anderer Menschen im Blick haben und gern erfüllen. Erzieher*innen identifizieren sich also beruflich sehr stark mit Eigenschaften, die als weiblich gelten. Anders als etwa bei Frauen, die einen eher bürokratischen oder technischen Beruf ausüben, verdoppeln sich für Erzieher*innen die Anforderungen der weiblichen Rolle.

Das gilt auch für das Verhältnis zur Aggressivität. Nicht nur ihren eigenen Kindern gegenüber verlangt sich Susanne Verständnis und das Zurückstecken eigener Bedürfnisse ab, sondern

auch in Bezug auf ihre Kita-Kinder. Eine aufmerksame Beobachterin und einfühlsame Spielpartnerin und für alle Kinder ansprechbar zu sein, gehört für sie zu einer professionellen Haltung – auch wenn die Zeit nicht einmal fürs eigene Mittagessen gereicht hat. Dazu kommen Teambesprechungen und Tür-und-Angel-Gespräche mit den Eltern, die mitunter recht anspruchsvoll sind. Wie es auch im Leitbild ihrer Kita verankert ist, macht Susanne es sich zur Aufgabe, ein Problem von allen Seiten zu betrachten und stets alle Akteur*innen mitzudenken. Keine leichte Aufgabe, wenn der Personalschlüssel für Krippenkinder bei 1:5 liegt – in einer Einrichtung mit teilweise offenem Konzept und insgesamt 70 Plätzen.

Wenn Antonia kommt, um Liese abzuholen, fällt es Susanne nicht leicht, ein Gespräch mit ihr zu führen, um die Situation zwischen Mutter und Tochter zu entlasten. Während Liese sich unter der Treppe versteckt, kommt vielleicht ein anderes Kind und will hochgenommen werden oder zeigen, dass es den Teddy neu angezogen hat. Am liebsten würde Susanne dann sagen: »Schau, ich rede mit Lieses Mama. Warte kurz, bis ich mit dem Gespräch fertig bin.«

Warum eigentlich nicht? Warum sollte einem Kind – in einer Situation, in der es sicher ist und in seinen Bedürfnissen grundsätzlich gesehen wird – nicht klar gesagt werden, dass seine Betreuerin Grenzen hat? Praktisch ist das sowieso unmöglich, da eine Erzieherin ihre Aufmerksamkeit nicht jederzeit auf fünf Kinder gleichermaßen verteilen kann. Genauso muss jede Erzieherin irgendwann etwas essen. Die Grenzen sind ohnehin da; es geht also darum, sie unmissverständlich zu kommunizieren. Einem Kind kann verdeutlicht werden, dass das situative Nein sich nicht gegen es persönlich richtet. Vielleicht ist es nicht leicht auszuhalten, wenn das Kind zunächst verblüfft, zornig oder eifersüchtig reagiert. Neben die pädagogische Frage: »Was ist das Beste fürs Kind?« sollte hier die Frage treten: »Was ist das Beste für mich, damit ich dauerhaft gute Arbeit leisten kann?« Der tägliche Umgang ist eine Interaktion zwischen Individuen, deren Bedürfnisse aufeinandertreffen. Achtung vor und Empathie mit einem Kind bedeuten nicht, es automatisch zum Mittelpunkt des Geschehens zu machen. Dann verschwindet das eigene Ich, und das ist besonders für Frauen fatal. Die unterdrückte Aggression taucht sowieso an anderer Stelle wieder auf: diffuser und kaum greifbar, aber nicht weniger wirkmächtig. Das verwirrt alle Beteiligten und lädt, wie wir am Beispiel von Antonia und Liese gesehen haben, den alltäglichen Umgang mit unausgesprochenen Spannungen auf.

Produktiver ist es, sich zunächst mit den eigenen Bedürfnissen vertraut zu machen. Dazu gehören auch die Fragen: »Was nervt mich, was macht mich wütend? Was lehne ich ab und auf welche Kompromisse würde ich mich grundsätzlich einlassen?« Wenn man sich darüber Klarheit verschafft hat, können eigene Bedürfnisse viel besser vertreten werden – gegenüber den Kindern, aber auch Kolleg*innen, Vorgesetzten und Eltern. Daraus kann natürlich Streit erwachsen. Streit ist eine Konsequenz daraus, andere Menschen als ernstzunehmendes Gegenüber zu betrachten; Streitbarkeit ist eine Haltung, auf die eine demokratische Gesellschaft nicht verzichten kann.

Der Konflikt ist nicht nur individuell

Auf der anderen Seite eröffnet der Erzieher*innenberuf eigene Möglichkeiten für den Umgang mit den hohen Anforderungen der Sorgearbeit. Anders als Fürsorge im familiären Rahmen bietet die bezahlte und vertraglich genau festgelegte Arbeit eine äußere Grenze, für die eigenen Bedürfnisse einzustehen. Susanne etwa regt die schlechte Bezahlung so auf, dass sie sich nachdrücklich mit streikenden Erzieher*innen solidarisiert.

Das Problem liegt nicht einfach bei der einzelnen Erzieherin oder der einzelnen Mutter. Die Reflexion auf gesellschaftliche Ungerechtigkeiten hilft, den Kampf mit den alltäglichen

Zumutungen, die an Frauen gestellt werden, nicht als rein individuelles Problem zu sehen. Das gilt für Susannes Arbeitsbedingungen in der Kita ebenso wie für die Abläufe in Antonias Familie. Sich für den Erzieher*innenberuf oder für ein eigenes Kind zu entscheiden bedeutet nicht, dass Frauen die gesellschaftlichen Bedingungen, die sie dafür vorfinden, in Kauf nehmen müssen. Und was Liese angeht: Genauso wichtig wie die Aufforderung, einen eigenen Willen zu entwickeln und zu äußern, ist es, weibliche Vorbilder zu haben, die für ihre Rechte, ihren Raum und ihre dringend notwendige Ruhe eintreten.

Zum Weiterlesen:

Benjamin J. (2014): Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Frankfurt am Main

Perry P. (2020): Das Buch, von dem du dir wünschst, deine Eltern hätten es gelesen (und deine Kinder werden froh sein, wenn du es gelesen hast). Berlin

Gutschmidt G. (2019): Mutti kümmert sich ums Kind. In: Frankfurter Rundschau vom 29.5.2019. Unter www.fr.de

Linkerhand K. (2018): Angst und Aggressivität im Feminismus ... und die Notwendigkeit, sich Objekte jenseits von Sprachpolitik zu setzen. In: Linkerhand K. (Hrsg.): Feministisch streiten. Berlin, S. 216-227

Speck S. (2016): »Unterschiedliche Sauberkeitsstandards«. Wie heterosexuelle Paare sich über die ungleich verteilte Hausarbeit belügen. In: kritik & analyse. Zeitung für linke Debatte und Praxis, Nr. 615. Unter www.akweb.de

Teckentrup G. (1995): Einige Gedanken zum weiblichen Trotz. In: Hamburger Arbeitskreis für Psychoanalyse und Feminismus (Hrsg.): Evas Biss. Weibliche Aggressivität und ihre Wirklichkeiten. Freiburg im Breisgau, S. 45-72

Woolf V. (1997): Ein Zimmer für sich allein. Frankfurt am Main

*In: Aufwachsen ohne Klischee. Geschlechtsidentität in der frühen Kindheit.
Betrifft KINDER extra, Juli/August 2021*